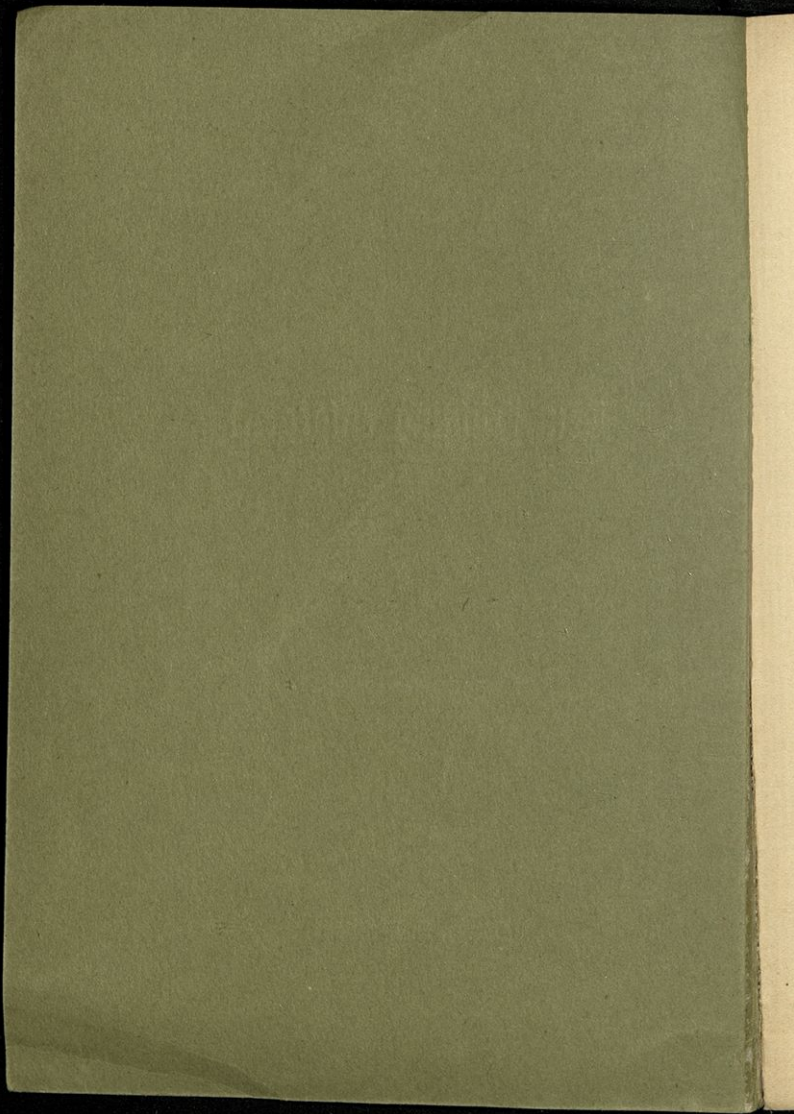


38701, III, M, k

Dem frühling entgegen!

Laibach, im April 1909.



Dem Frühling entgegen!



Laibach, im April 1909.

An Bord der „Martha Washington“,
28. Februar 1909.

Verehrte Freundin!

Eine große Schuld drückt mich, Untreue, die ich, bevor ich in meine Ihnen versprochenen Berichte eingehe, bekennen muß, weil ich hoffen darf, daß Sie mich trotzdem, bin ich wieder am Strande der grünen Laimbach gelandet, wie schon öfters, abermals nachsichtig in Ihren trauten Kreis aufnehmen werden. Denken Sie, liebe Freundin: als Beispiel für das alte Sprichwort „Aus den Augen, aus dem Sinn“ können Sie nun auch sich, die so schnell von mir Vergessene, anführen, und was das Schlimmste an der Sache ist, ich werde nicht einmal Reue über diese „Extratour“, die ja, wie alle Seitensprünge, besonders reizvoll war, empfinden. Kurz gesagt: die „Martha Washington“, „unsere Martha“, wie wir sie immer nennen, hat es mir, seit wir uns ihr anvertraut, angetan!

Wie ein böser Traum liegt alles hinter mir — das schlimme politische Gezänke mit seinem Boykott, gewaltige Schneemengen, die unter ihren Massen alles zu ersticken drohen, verhängte Tannenwälder, durch die eine eifige Bora pfiß, ein unangenehmer Aufenthalt bei strömendem Regen in Triest — alles ist vergessen,

wir befinden uns vorzüglich untergebracht in wohligh durchwärmten Räumen unserer „Martha“, die uns dem sonnigen Süden, dem Frühling entgegen tragen soll!

Nach einer Verspätung von 24 Stunden — die Ausschiffung konnte der heftigen Bora halber nicht programmgemäß vorgenommen werden, auch bereitete das Einschiffen von ungefähr 1000 Auswanderern, worunter sich 250 Krainer befanden, einige Schwierigkeiten — konnte die am Molo II des Freihafens vertaute „Martha“ erst um Mittag klar zur Abfahrt machen und wurde von einem kleinen Dampfer aus dem Hafen von Triest bugsiert. Eine größere Gesellschaft mit dem Präsidenten der Austro-Americana, Vizeadmiral Seemann, die Reeder Cosulich mit Frauen und mehrere andere, die sich zum Abschied am Schiffe eingefunden hatten, überschiffte sich auf den kleinen Remorkör, die Schrauben der „Martha“ setzten ein und rasch zieht sie südwärts.

Schweres Gewölk lag auf dem Karste, das weiße Gewand, das er angelegt, verhüllend, als sollte uns dadurch die Hoffnung auf den Frühling nicht heruntergestimmt werden.

Der Luncheon, der gleich nach dem Verlassen des Hafens bereitet war, versammelte die Gesellschaft im eleganten Speisesaale. Sie war nicht zahlreich — ein Hofrat des Handelsministeriums, ein englisches Ehepaar mit einem reizenden kleinen Mädchen, ein junges ungarisches Paar, das nach in Budapest geschlossener Ehe wieder die Rückreise nach Amerika machte, ein Wiener mit seiner Frau aus der neuen Welt, ebenfalls auf der Rückreise dahin, der Schiffskapitän, eine

elegante hervorragende Erscheinung, der liebenswürdige, zuvorkommende Schiffsarzt und endlich unsere Laibacher Gesellschaft von zwei Damen und zwei Herren, im ganzen somit 14 Personen. Es geht etwas frostig zu im Anfang, bis durch Kapitän und Schiffsarzt die Unterhaltung in Fluß kommt. Die Sorge um das Wetter und, hervorgerufen durch das bemerkbar gewordene leichte Heben und Senken des gewaltigen Schiffskörpers, die Angst vor der Seekrankheit beherrschten das Gespräch, während „Martha“ mit 18 Knoten Geschwindigkeit südwärts dampfte, bald alles, auch die um zwei Stunden früher ausgelaufenen Gildampfer des Lloyd überholend.

Nach dem Luncheon machen wir eine kleine Entdeckungsreise auf unserer „Martha“. Sie mißt 140 Meter in der Länge, 17 Meter in der Breite und hat acht Meter Tiefgang, ein Displacement von 14.500 Tonnen und bietet Raum für ungefähr 3000 Leute, darunter für 80 Passagiere erster Klasse, deren Kabinen, zum Teil einbettige, alle auf Deck liegen. Alle Kabinen sind Außenräume, elektrisch beleuchtet und elektrisch ventiliert. In keiner Kajüte erster Klasse sind die Betten übereinander angeordnet. Dem Reisenden erster Klasse steht ein geräumiger, elegant im Stile Ludwig XVI. gehaltener Speisesaal, in dem 60 Personen bequem Platz finden, ein großes Foyer, ein Musiksalon mit einer gut ausgestatteten Bibliothek und ein überaus gemütliches Rauchzimmer zur Verfügung.

Ausgedehnte heizbare Korridore sowie zwei Promenadendecke bieten Gelegenheit, sich ordentlich auszuholen zu können.

Ähnlich, nur nicht mit so großem Luxus ausgestattet sind die den Passagieren zweiter Klasse zugewiesenen Räume, die sich um ein Stockwerk tiefer befinden. Beide Klassen sind mit einer großen Anzahl von Waschräumen und Bädern für Süß- und Seewasser versehen, die nach den Erfordernissen modernster Hygiene eingerichtet sind. Die dritte Klasse ist für die Aufnahme von 2000 Passagieren eingerichtet und befindet sich unter der zweiten mit vier Spitälern und den verschiedensten Wohlfahrtseinrichtungen. Daß die zur Versorgung von 3000 Menschen notwendigen Nebenräume, Küchen, Vorratskammern, Kühlräume usw., in genügender Menge vorhanden sind, ist selbstverständlich, außerdem befinden sich auf der „Martha“ noch Laderäume, in denen 9000 Tonnen, gleich dem Fassungsraume von 900 Eisenbahnwaggonen, Waren untergebracht werden können, und endlich bietet die auf dem Dampfer eingerichtete Station für drahtlose Marconi-Telegraphie den Reisenden die Möglichkeit, sich mittelst der radiotelegraphischen Küstenstationen mit den am Festlande verbliebenen Angehörigen in Verbindung zu setzen, diesen Nachrichten zu geben und solche zu empfangen.

1. März, auf hoher See.

Das Vertrauen, das uns die „Martha“ schon durch ihre stattliche Größe und ihre mustergültigen Einrichtungen abgewonnen, wurde noch gestärkt, als wir die Erfahrung machen konnten, daß selbst starker Wind mit ziemlichem Seegang sich wenig durch unregelmäßige Bewegung des Schiffes fühlbar machte. Der Wind war umgesprungen, statt der Bora setzte ein heftiger Südost ein, doch hatte es sich aufgeheitert, so daß wir die italienische Küste, die wir oberhalb Bari in Sicht bekamen, gut ausnehmen konnten. An Brindisi, mit seinem durch einen massigen Turm gedeckten Hafen, fuhren wir in genügender Nähe vorüber, um einen Blick in Stadt und Hafen machen zu können. Am Nachmittage entfernten wir uns wieder von der Küste, die bald außer Sicht kam.

Man sollte glauben, daß eine Fahrt, bei der man nur Himmel und Wasser sieht, bald eintönig wird. Das mag vielleicht bei ruhigem Wetter der Fall sein, in stürmischem mit hohem Seegange bietet das Meer mit seinen verschiedenartigen Farben, von tiefem Blau bis zum Violett, mit seinen hohen Wogen, deren schäumenden weißen Gischt der Sturmwind abkämmt und in die Luft entführt, ein großartiges, abwechslungsreiches Bild, das man stundenlang, ohne zu ermüden,

betrachten kann! Dabei hatten wir den Eindruck, als ob wir mit der „Martha“ festlägen und nur die See in stürmischem Gewoge an uns vorüberfluten würde. Nur durch ein in gleichmäßigem Rhythmus vor sich gehendes Heben und Senken ihres gewaltigen Körpers, als wollte sie immer Atem holen im Ringen gegen Sturm und Wogen, markierte unsere „Martha“ diesen Kampf, was genügte, daß zum Diner von den Damen nur noch eine erschien und auch einige Herren die wagrechte Lage in der Kabine vorzogen.



Im Hafen von Patras, 2. März.

Der frühe Morgen fand uns im Hafen von Patras. Ich hatte gehofft, den berühmten griechischen Himmel über Griechenland lachen zu sehen, und war nicht wenig erstaunt über das gleichmäßige Grau, in das alles gehüllt war. Die Stadt, die sich amphitheaterartig um den nicht besonders großen Hafen aufbaut und von einer großangelegten ruinenhaften Befestigung gekrönt wird, bietet von der See aus einen recht hübschen Anblick, der uns zu einem kleinen Ausfluge durch die Stadt zur Ruine verlockte.

Unsere Ausschiffung wurde von einem Unternehmer übernommen, der nach vielem Feilschen sich endlich bereit erklärte, uns die kurze, vielleicht 20 Meter betragende Strecke vom Schiff zum Molo um 5 Lire hin und zurück zu befördern. Mit überaus wichtiger Miene übergab er uns fünf Personen, die Laibacher Gesellschaft mit dem Wiener Hofrate, der sich uns dauernd angeschlossen hatte, einem Bootsführer, der auch bestimmt wurde, auf uns zur Rückfahrt zu warten. Es dauerte ziemlich lange, bis alle die Förmlichkeiten erledigt waren, wir griechischen Boden betreten und unsere Wanderung durch die Stadt beginnen konnten. Man kann wohl sagen: „Außen Hui und innen Psui“. Von der See aus präsentiert sich die Stadt noch recht

anständig, in der Nähe betrachtet, entpuppt sie sich als ein recht schmutziges Nest, das nur in der Hauptstraße und am Hafen anständige Häuser besitzt.

Auf einem größeren Plage konnten wir dem Exerzitium einer griechischen Kompanie Soldaten zusehen. Nach nicht ganz halbstündiger Dauer — die Krieger machten nur ein paar Übungen in Schießstellungen, die unserem militärischen Gesellschafter nicht besonders imponierten — zogen sie wieder stolz und befriedigt über ihre Leistungen in die Kaserne, wir aber besuchten eine ganz neu erbaute Kirche und wanderten dann, immer geleitet von einer Schar griechischer Jungen, zur Ruine hinauf, ein ziemlich steiles Stück Weges. Die Festung, wie die als Staatsgefängnis für schwere Verbrecher dienende Ruine nun heißt, wird durch die spärlichen Überreste alter venezianischer Befestigungsbauten, die offenbar zur Deckung der Einfahrt in den Busen von Korinth errichtet worden sind, gebildet und besteht gegenwärtig noch aus einigen Kasematten, in denen die Sträflinge und die Bewachungsmannschaft notdürftig untergebracht sind, und einigen halb verfallenen Ringmauern mit Türmen, deren höchsten, von einem Posten bewachten, wir zu gewinnen versuchten, um uns von dieser dominierenden Stelle aus der Rundsicht über ein gutes Stück griechischen Bodens erfreuen zu können.

Auf halzbrecherischen Steigen strebten wir der Höhe des Turmes zu, auf der angelangt sich uns ein hübscher Blick auf die unten liegende Stadt, das Meer und die vorgelagerten Inseln eröffnete.

Einige photographische Aufnahmen sollten uns dieses Bild festhalten, wobei sich die am Turme auf-

gestellte Schildwache in der gutmütigsten Weise als Staffage gebrauchen ließ.

Auch die uns begleitenden Jungen, von denen einer sich als ziemlich gut englisch sprechend erwies, wollten jedenfalls aufgenommen werden, welchem Wunsche die photographierende Dame unserer Gesellschaft um so bereitwilliger nachkam, als sich unter den Jungen ganz allerliebste griechische Typen befanden. Nicht wenig überrascht waren wir, als Schildwache wie Jungen seinerzeitige Zusendung von Bildern verlangten, zu welchem Zwecke sie ihre Adressen in unsere Notizbücher eintrugen, was auch von den kleinsten bloßfüßigen Kerlchen in tadelloser griechischer Schrift geschah, ein Zeichen, daß die Schulbildung dort doch auf einer höheren Stufe steht, als man nach äußeren Anzeichen schließen konnte.

Die Kunde, daß von einer Dame unserer Gesellschaft am Turme der Festung photographiert worden war, scheint in die unterhalb des Turmes gelegene Wachtstube gedrungen zu sein, denn als wir diese passierten, trat der Wachkommandant an die Dame heran, diese durch Zeichen bittend, ihn selbst mit dem ganzen Wachdetachment, das er zu diesem Zwecke bereits auf einer Stiege aufgestellt hatte, aufzunehmen. Ich hatte schon gefürchtet, daß wir alle wegen unbefugten Photographirens in der Festung als Spione verhaftet werden würden, und war froh, daß das Abenteuer mit dieser heiteren Episode, natürlich auch mit der Eintragung des Namens des Wachkommandanten in mein Notizbuch, schloß.

Ein von den Bergen herunterziehendes Gewitter zwang uns, unsere Schritte nach dem Hafen zu beschleunigen, den wir gerade erreichten, als mit einer starken Böe die ersten Regentropfen fielen. Nachdem dem Unternehmer der bedungene Lohn von 5 Lire eingehändigt worden, gab er gnädigst den Auftrag, uns wieder an Bord zu bringen, wo wir uns bei dem gerade aufgetragenen Lunch von den Anstrengungen unseres griechischen Ausfluges erholen konnten.

Unterdessen ging ein heftiger Platzregen hernieder, ein starker Sturm riß unsere „Martha“ von ihrer Vertäuung los und zwang sie, unter Dampf zu gehen und den Hafen zu verlassen. Vier Stunden dauerten die Versuche des Kapitäns, gegen den Wind ankämpfend, die schmale Hafeneinfahrt wieder zu gewinnen. Erst nach wiederholten vergeblichen Anläufen gelang es ihm, wieder einzufahren und das Schiff zu verankern. Die einzuschiffenden 1700 Griechen warteten, verteilt auf einer ganzen Flottille von Booten, bis die „Martha“ wieder fest vor Anker lag und mit dem Hinablassen der Falltreppen das Zeichen gab, daß die Einschiffung beginnen könne.

Nun wurde unser Schiff förmlich gestürmt. Als ob es die Leute nicht hätten erwarten können, die „Martha“, die sie ihrer Heimat entführen sollte, zu erreichen, so drängten sie sich mit ihren Booten an unseren Dampfer heran und begannen in wildem Ringen, beladen mit ihren ärmlichen Habseligkeiten, die Treppen zu erklimmen, wobei einer dem anderen den Vortritt abzugewinnen trachtete. Daß es dabei zu ganz besorgnißerregenden Szenen kam, ist begreiflich; das

wilde Getue, in dem, ohne Rücksicht auf Frauen und Kinder, sich der Menschenstrom die steilen engen Stiegen hinauf zwängte, bot ein aufregendes Schauspiel für uns unbeteiligte Zuseher, bewies uns aber auch, mit welchen Hoffnungen die Leute der neuen Welt, in die sie die „Martha“ tragen sollte, zustrebten.

Glücklicherweise kam es bei all dem Stoßen und Drängen zu keinem ernsteren Unfall; in ein paar Stunden waren die Leute, für die schon von Triest ab das ganze Hinterdeck frei gelassen worden war, untergebracht. Auch die erste Klasse hatte reichlichen Zuwachs an Reisenden gefunden. Für diese wurde beim Diner schon ein besonderer Tisch gedeckt.

Das Unwetter war vorüber, eine stille Nacht brach an, in die der Mond sein silbernes Licht ergoß, Hafen, Stadt und die dahinter sich aufbauenden traumhaften Berge in einen zauberhaften Schleier hüllend. Um 10 Uhr lichteten wir die Anker und ruhig stach unsere „Martha“ wieder in See. Eintönige, schwermütige griechische Weisen hörte man herauf, bald jedoch übertönt von anderen kräftigen Stimmen, die vom Vorderdeck aus mit dem Liede *Jest pa pojdem na Gorenjsko* uns an ein heimatliches Kirchweihfest gemahnten und aus dem Zauber des märchenhaften Bildes rüttelten.

3. März, auf hoher See.

Ein frischer, klarer Morgen bricht an, feiner, durchsichtiger Nebel liegt über der hochgehenden See. Unsere „Martha“, die bisher südöstlich gefahren war, nimmt nun westlichen Kurs und steuert Sizilien zu. Solange wir geschützt durch die griechischen Inseln fuhren, herrschte frohbewegtes Leben auf den den Auswanderern zugewiesenen Decken, wo von den Griechen Akrobateneübungen vorgenommen und nationale Tänze aufgeführt wurden. Je mehr wir jedoch die hohe See gewinnen, desto unruhiger wird das Meer; nach einer über das Vorderdeck gehenden Welle flüchten sich viele hinunter, denn unsere „Martha“, die bisher die aus Süden kommenden Wogen zu durchschneiden hatte, bekam nun die See von seitwärts, was ein lustiges Rollen des Schiffes zur Folge hatte, uns jedoch nicht hinderte, uns am Oberdeck an windgeschützter Stelle ordentlich ansonnen und schaukeln zu lassen. Der Wind frischt auf, die Gesellschaft ist beim Gabelfrühstück bereits sehr spärlich vertreten und im Zwischendeck liegen nach der Aussage des Arztes über 1000 Auswanderer befallen von der Seefrankheit.

Wir hatten noch nicht lange die griechische Küste aus dem Gesichtskreis verloren, und schon machte sich in der Gesellschaft die Sehnsucht nach dem kalabrischen

Ufer bemerkbar, mit dessen Erreichen ruhigere See zu erwarten war. Ungeduldig wird ausgelugt, bis gegen 4 Uhr nachmittags die schneege schmückten kalabrischen Berge mit ihren edlen Formen und nach und nach auch die ganze Küste mit den perlengleich längs derselben aneinander gereihten Ortschaften, die anlässlich der letzten Erdbebenkatastrophe so oft genannt wurden, auch in Sicht kamen, während die Küste Siziliens mit dem Atna durch eine Wolkenbank den Blicken entzogen blieb, bis wir in die Meerenge von Messina einfuhren.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten das unglückliche Reggio gerade noch genügend, um es dem mit scharfen Gläsern bewaffneten Auge zu ermöglichen, einzelne Schäden wahrzunehmen, während in dem im Schatten liegenden Messina nichts entnommen werden konnte.

Die See war wieder vollkommen ruhig geworden und in vergnügter Stimmung versammelte sich die Gesellschaft wieder vollzählig zum Diner, das für uns das letzte an Bord werden sollte, da die Ankunft in Palermo, unserem vorläufigen Reiseziel, schon für den nächsten Morgen zu erwarten war. Nach dem Diner überraschte uns der Schiffsarzt noch mit einem Caruso-Konzert, das er uns auf einem wunderbar guten Grammophon im Rauchzimmer zum besten gab. Namentlich die menschliche Stimme wurde durch das vorzügliche Instrument mit einer staunenerregenden Reinheit (vom stärksten Fortissimo bis zum leisesten Piano) wiedergegeben. Früher als gewöhnlich zogen wir uns zurück, am nächsten Morgen hieß es zeitig auf sein,

um das schöne Schauspiel der Einfahrt in den Hafen von Palermo genießen zu können.

Der frühe Morgen fand uns bereits auf Deck, während unsere „Martha“ langsam um das Kap Zaffarano dem Hafen von Palermo zusteuerte. Das Wahrzeichen Palermos, die massigen Formen des Monte Pellegrino, werden sichtbar, endlich taucht auch das Häusermeer von Palermo, auf sanft sich dem Meere zu senkender Ebene gelegen, auf. Ich hatte Palermo vorher noch nicht gesehen, auch erinnere ich mich nicht, Bilder davon früher zu Gesicht bekommen zu haben, doch hörte ich viel von der wunderbaren Lage der Stadt, und trotzdem wurden meine hochgespannten Erwartungen durch die Wirklichkeit noch bei weitem übertroffen. Wie sich die schöne Stadt dem gleichnamigen Meerbusen anschmiegt, mit dem Hinterlande — der Conca d'oro, goldenen Muschel, wie es heißt, einem ununterbrochenen Orangen- und Zitronenhaine — an steil aufsteigende Berge, die es in stolzem Halbkreise umschließen, hinanreicht, und davor das ewigschöne blaue, von allen möglichen Schiffsgelegenheiten durchfurchte Meer, das Ihnen zu schildern, verehrte Freundin, bin ich leider nicht imstande. Worte können die Farbenpracht und die Formenschönheit dieses Stadtbildes nicht ersetzen, ich kann Ihnen nur raten: kommen Sie selbst und schauen Sie!

Das erste Frühstück nahmen wir noch an Bord, dann verabschiedeten wir uns von unserem liebenswürdigen Kapitän, den wackeren Schiffsoffizieren und dem zuvorkommenden Schiffsarzte, und schwer trennten wir uns von unserer „Martha“, die wir im Verlaufe der

Reise so lieb gewonnen hatten, daß wir am allerliebsten an Bord geblieben wären, um die Reise mit diesem prächtigen Schiffe wenigstens bis Algier, wo es, um Kohlen zu nehmen, vor dem Auslaufen in den Ozean noch einmal landen wollte, fortzusetzen. Leider war dies nicht möglich, und so mußten wir uns und unser Gepäck wieder einem Unternehmer überliefern, mit dem der Hofrat, der mit uns das Schiff verließ, die Ausschiffung mit Übertragung des Gepäcks auf das Zollamt um 7 Lire vereinbart hatte.

Die Gepäcksrevision, eine reine Förmlichkeit, es wurde nichts untersucht, war bald vorüber, eine zweite Unternehmung bemächtigte sich unseres Gepäcks, es für 2 Lire auf die Wagen ladend, und wir fuhren in die Stadt, wo wir den Frühling mit seinem warmen, goldigen Sonnenschein, seinen Blumen und Blüten schon eingezogen und damit unser einstweiliges Ziel auch erreicht fanden.



Palermo, 5. März.

Die an Bord der „Martha Washington“ geschriebenen Briefe werden Sie erhalten und daraus vielleicht auch die Überzeugung gewonnen haben, daß eine Seereise nicht so fürchterlich ist, wie man sie sich bei uns Landratten in der Regel vorstellt, daß sie im Gegenteile, zumal, wenn sie auf einem so prächtigen Dampfer, wie unsere „Martha“ einer ist, gemacht werden kann, Reize und Bequemlichkeiten bietet, die man bei einer Eisenbahnfahrt niemals findet.

In den folgenden Briefen will ich es versuchen, Sie von dem Fortgange unseres Aufenthaltes auf sizilianischem Boden zu unterrichten. Ich muß mich dabei auf die persönlichen Eindrücke beschränken, denn eine Beschreibung auch nur des Hervorragendsten würde, bei der Fülle des hier zu Findenden, meine bescheidenen Kräfte übersteigen.

Nachdem wir es uns also in unserem neuen Heim, der Pension „Panormus“, bequem gemacht, wurde ein kleiner Entdeckungsgang durch Palermo angetreten. Vorerst nur die dem Hafen zunächst gelegenen Stadtteile durchstreichend, fiel uns vor allem der reiche bildliche wie auch figurale Schmuck, den jedes der landesüblichen zweirädrigen Fuhrwerke trägt, auf. Mit raffiniertem Verstandnis ist die Achse, ja jede Speiche des

Karrens reich geschnitz und bemalt und jede größere Fläche mit bunten Bildern, größtenteils figurenreichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte, versehen, die sich, obzwar in naiver Darstellungsart gehalten, doch weit über die Bilder unserer sogenannten Marterln erheben und auf vorgeschrittene gewerbsmäßige Herstellung schließen lassen. Ebenso ist auch das Geschirr der Zugtiere, seien es nun Pferde, Maultiere oder Esel, reich mit Metallen beschlagen, trägt am Widerriste einen gewöhnlich mit Läutewerken versehenen turmartigen Aufbau und in der Regel am Kopfgestell eine große Feder. Das ganze, meistens recht sauber und nett gehaltene Gespann zeugt von großer Liebe der Bevölkerung zum Fuhrwerkwesen. Nicht im Einklang damit steht die Behandlung, die sich die Zugtiere gefallen lassen müssen. Diese werden in der schonungslosesten Weise von ihren Lenkern mit der Peitsche behandelt, wenn es gilt, eine Laune zu befriedigen. Das Unglaublichste kann man da sehen. Es fällt z. B. einem in einer langen Fuhrwerkreihe dahinfahrenden Gespanne ein, vorzufahren, flugs entwickelt sich ein richtiges Wettrennen und Pferde, Maultiere oder Esel werden unter Peitschenschlägen und anfeuerndem Geschrei verhalten, in gestrecktem Galopp ihren einmal eingenommenen Platz in der Reihenfolge zu behaupten. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob das Fuhrwerk ein eleganter Kutschierwagen oder ein schwer beladener Eselskarren ist, alles rennt, wie von der Tarantel gestochen, in rasendem Tempo dahin.

Aufgefallen ist mir hier auch die eigentümliche, ich möchte sagen natürliche Art der Milchversorgung der

Stadt. Fröhlich und nachmittags ziehen endlose Herden von Kühen, besonders aber Ziegen, durch die Straßen der Stadt. Von den Balkonen, Fenster gibt es in Palermo straßenseits nicht, sondern nur Türen mit Balkonen, wird an einem Strick ein Körbchen mit einem Gefäß hinuntergelassen, die Herbe bleibt stehen, eines der Tiere wird gerufen, abgemolken und die Milch wandert mit Seilbahn — kuh- oder ziegenwarm — auf den Balkon. Nicht wahr, liebe Freundin, eine idyllische Art der Milchversorgung, die zudem Gewähr gegen jede Verfälschung und Verteuerung durch die Verzehrungssteuer bietet! Ziegen, die ihre Milchabnehmer kennen, ersparen sogar dem Hirten die Manipulation auf der Straße, besuchen ihre Kundschäften bis in die höchsten Stockwerke selbst und lassen sich dort ruhig ausmelken!

Das ganze Leben der Bevölkerung scheint sich auf der Straße abzuspielen. Arbeits- und Verkaufsräume der Gewerbetreibenden sind, der Straße zu, ganz offen, im rückwärtigen Teile befinden sich, ohne Licht und Luft, Schlaf- und Wohnstätten. Es ist daher begreiflich, daß die Straße zu allen möglichen und unmöglichen Verrichtungen benützt wird. Dabei wird nicht allein der Straßenboden in Anspruch genommen, von einem Hause zum anderen sind Stricke gespannt, auf denen Wäsche trocknet oder Kleider zum Lüften baumeln. Sehr interessant sind die engen Gassen, in denen sich das Marktgetriebe abspielt. Da reiht sich Laden an Laden, in denen Fleisch, Gemüse, Obst, Brot und andere Lebensmittel in nicht gerade appetitlicher Weise zum Verkauf ausgedient werden, und dazwischen

drängt sich eine große Menge von Hausierern, die mit um so größerem Geschrei ihre Waren anpreisen, je weniger sie zu verkaufen haben. Ich bemerkte, um nur ein Beispiel anzuführen, einen halbwüchsigen Jungen, der nur ein kleines Büschelchen Grünzeug in der Hand herumschwenkte und zum Verkauf ausschrie, als ob er über weiß Gott wieviel Waren verfügen könnte, bis es ihm gelang, seinen Vorrat um einen Soldo zu verkaufen, worauf er sich sofort eine Zigarette kaufte, um rauchend und singend die Frucht seiner Erwerbstätigkeit zu genießen.

Das Gesagte gilt natürlich nur von den engen Gassen der Altstadt, wo sich dieses Leben abspielt. Ganz anders zeigt es sich in den großen Verkehrsadern der Via Maqueda und dem Corso Vittorio Emanuele, die sich in rechtem Winkel schneiden, im Schnittpunkte ein Oktogon, das nahezu im Zentrum der Stadt gelegene Plätzchen „Quattro Canti“ bildend. Hier herrscht großstädtisches Leben vor eleganten Verkaufsgewölben.

In den Nachmittagsstunden ziehen endlose Wagenreihen durch die Via Maqueda in deren Verlängerung, die Via della Libertà, eine breit angelegte moderne Straße, die durch das ganz neue Villenviertel führt. Man hat da Gelegenheit, die vornehme Palermitaner Welt an sich vorüberfahren zu lassen, auch gelingt es manchmal, einen Blick aus den schwarzen Augen der nachlässig in ihren Wagen ruhenden schönen Frauen zu erhaschen.

Palermo ist jetzt in energischem Umbau begriffen. Mit den alten Stadtteilen wird gründlich aufgeräumt, an Stelle der engen, winkligen Gassen werden breite,

schöne Straßen mit modernen Häusern angelegt und damit auch der landesübliche Schmutz, dem man in ersteren nicht leicht beikommen kann und über den sich schon Goethe in seinen Sizilianer Briefen in launiger Weise beklagt, in wirksamster Weise bekämpft. Freilich schwindet damit der malerische Reiz der Stadt mit seiner schmutzigen Patina.

Gärten und öffentliche Anlagen findet man nur an der Peripherie; berühmt ist die „Villa Giulia“, ein öffentlicher Park mit anstoßendem botanischen Garten, durch die Pracht und Größe der tropischen Bäume und Gewächse, wie Palmen usw., und vielen Marmorstatuen, doch sind die Anlagen nicht gut gehalten, wogegen die des englischen Gartens, der am anderen, dem westlichen Ende der Stadt liegt, tadellos sind und reizende lauschige Plätzchen für Stelldichein bergen.

Im Gegensatz zu dem lärmenden Getriebe auf den Straßen spielt sich das Leben in den öffentlichen Lokalen merkwürdig ruhig ab. Kaffee- und Gasthäuser nach unseren Begriffen gibt es dort nicht, dagegen große Konditoreien und nach englischem Geschmack zugechnittene Teehäuser, in denen es ungemein ruhig zugeht. Auch bei den Produktionen von Musikkapellen, die zur Teestunde um 5 Uhr nachmittags in der „Villa Igiea“ vor sehr großem, elegantem Publikum stattfinden, benimmt sich die Gesellschaft mit einer staunenerregenden Ruhe und vornehmen Grandezza. Alles flüstert und lispelt nur, ohne sich durch die vorzüglichen Leistungen der Kapelle begeistern, geschweige denn zu Beifallsäußerungen hinreißen zu lassen.



Palermo, 7. März.

Ich habe es bald aufgegeben, Palermo mit dem Reisehandbuch in der Hand zu durchstreifen, alle darin vermerkten Kirchen und Palazzi zu besuchen und vor jedem Monument stehen zu bleiben, um den Geseierten, den Künstler, der das Denkmal verbrochen, und die Jahreszahl der Aufstellung aus dem Bädcker herauszulesen, sondern mich darauf beschränkt, entweder planlos in der Stadt herumzustreifen und nur das mir besonders in die Augen Springende zu besichtigen, oder mich unter die am „Quattro Canti“ immer die Gehsteige füllenden Müßiggänger zu stellen und zu beobachten, wie das dortige Leben vorüberflutet, und mich am Anschauen schöner Palermitanerinnen erfreuend. Einiges muß ich Ihnen aber doch mittheilen, damit Sie nicht glauben, ich hätte mir gar nichts angesehen.

Von all den vielen Kirchen, die meisten sind Barockbauten, innen mit Pracht überladen, bietet keine Außergewöhnliches. Aus einem Zeitabschnitte stammend, scheint bei der Ausschmückung des Inneren in den meisten die Sucht maßgebend gewesen zu sein, alles bisher Dagewesene durch Pracht der Ausstattung zu überbieten, wozu durch das übertriebenste Barock reichlich Gelegenheit geboten wurde. Schon um nicht sagen zu müssen, ich hätte diese oder jene Kirche nicht gesehen,

nahm ich am Besuche derselben wohl theil, ohne jedoch Befriedigung gefunden zu haben.

Der Dom ist durch das spätere Aufsetzen einer riesigen Barockkuppel schrecklich verunstaltet. Der schöne einheitliche Charakter des alten Baues hat dadurch ungemein gelitten und machte auf mich einen Eindruck, wie wenn man einem alten Ritter in schwerer Rüstung statt des Schwertes ein neues Repetiergewehr als Waffe in die beharnischte Hand gegeben hätte.

Auch am Palazzo Reale, den wir natürlich durchwanderten, konnte ich nichts Besonderes finden bis auf die in denselben hineingebaute Cappella Palatina, die, mit ihrem prachtvollen Mosaikschmuck in arabischnormannischem Stil gehalten, ein wunderbares Schatzkästlein mitteleuropäischer Baukunst, Zeugnis ablegt von dem geläuterten Geschmack und von dem großen Kunstverständnis des Erbauers.

Im Palazzo Reale, im höchsten Turme desselben, befindet sich eine Sternwarte mit einem Observatorium. Der Zugang dazu ist zwar nicht allgemein zugänglich, allein es gelang mir, ihn mir zu verschaffen, was ich keineswegs zu bereuen hatte, denn man hat von der Plattform des Turmes eine wunderbare Rundschau über Palermo selbst mit seiner üppigen Umgebung, der Conca d'oro, auf die das ganze Bild einschließenden malerischen Berge und auf das weite blaue Meer hinaus, aus dem man in duftiger Ferne den Stromboli rauchen sehen kann. Zwei Objekte springen besonders in die Augen: der Monte Pelegrino durch seine massigen, aber edlen Formen und das Teatro massimo durch seinen plumpen, alles weit überragenden Bau. So

imponierend dieses Theater, das größte Italiens, von der Straße aus betrachtet wirkt, wo die Größe durch die künstlerische Ausschmückung und Architektur der Front gedämpft wird, so abstoßend ist dessen Ansicht von allen höher gelegenen Punkten der Stadt, weil der plumpe kastenförmige Bau ungegliedert aus dem Häusermeer von Palermo herausragt.

Recht interessant ist der Besuch des Museums — für Geschichtsforscher. Ich bin kein Freund alter Scherben und Trümmer und wundere mich nicht, daß hier, wo schon die ältesten Kulturvölker ihre Stätten aufgeschlagen und wiederholt durch auf tieferer Stufe stehende verdrängt wurden, so viel Überreste alter Pracht und Herrlichkeit gefunden und aufgespeichert werden konnten, gerade so wenig, wie ich mich darüber wundere, daß wir in unserem Saibacher Museum eine so reiche Sammlung von Funden aus der Zeit der Pfahlbauer haben. Erwähnen will ich nur die berühmten „Metopen von Selinus“, an denen man die Entwicklung der griechischen Kunst vom Anfang des 6. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung bis in das 5. Säkulum vor Christi Geburt studieren kann, wozu mir Zeit und Lust, denn ich ziehe das bereits ausgebildete Schöne dem werdenden vor, fehlte.

Entzückt war ich dagegen von den beiden schönen Höfen, deren größerer einmal ein Klosterkreuzgang war. In der Mitte plätschert ein Springbrunnen, umgeben vom Grün schöner Blumen und Palmengruppen, zwischen denen mit außerordentlichem Geschmaç alte Baudenkmale aufgestellt sind, die mit der Architektur des Hofes selbst ein Bild schaffen, das sich gewiß jedem Besucher dauernd einprägen wird.

Eine ähnlich schöne reizende Idylle bildet der abgeschlossene Kreuzgang S. Giovanni degli Eremiti. Hier in diesem abgeschiedenen Erdenwinkel, zu dem der Lärm der Stadt kaum dringen kann, gibt man sich an-
 gesichts der in jungem Grün stehenden eigenartigen Kirchenruine aus der ältesten Normannenzeit gerne Träumereien hin und läßt die Völker, die die Insel in rasch wechselnder Folge bald aufbauend, bald zerstörend überfluteten, im Geiste an sich vorüberziehen. Der Kustode pflückte, während wir diesen Gedanken nachhingen, von den aus den Ruinen sprossenden Blumen einen schönen Strauß und überreichte ihn beim Abschiede von der schönen Stätte galant unseren Damen als Andenken.



Palermo, 10. März.

Wir hatten Besuch lieber Angehöriger aus Laibach erhalten. In erbärmlichem Zustande kamen sie nach einer stürmischen Überfahrt von Neapel hier an, erholten sich jedoch bald. Es bietet besonderen Genuß, bereits bekannte Stätten noch einmal zu besuchen, man entdeckt bei solcher Gelegenheit manches, das das erste mal übersehen wurde. Meine Hauptbeschäftigung bestand übrigens weiterhin in kleinen Ausflügen in die nächste Umgebung; so wurde die Faborita, ein am Fuße des Pelegriano gelegenes königliches Lustschloß, besucht. Der Besuch lohnte sich nicht. Unser Hofrat verlor bei dieser Gelegenheit seinen Bäderer. Der ausgedehnte Park ist heute nichts als eine wohlgepflegte Gemüsekultur, das sogenannte „Schloß“ eine in chinesischem Stil erbaute kleine Villa, deren Ausstattung eine Geschmackverirrung. Etwas entschädigt wird man durch den schönen Blick von der Terrasse über Palermo. Überaus lohnend ist dagegen ein Ausflug nach Monreale, den ich schon der Kathedrale halber zweimal unternahm. Auf schnurgerader Straße, die Verlängerung des Corso Vittorio Emanuele, führt, bei der Porta nuova die Stadt verlassend, eine elektrische Bahn durch die üppige Conca d'oro nach Rocca und von da, die steilen Hänge des Monte Canuto hinanklimmend, als Seilbahn nach

Monreale, einer an den Berghang hingebauten Stadt von 24.000 Einwohnern. Das einzig Interessante, das die Stadt bietet, ist die prächtige Kathedrale mit den berühmten, die ganzen Wände bedeckenden Mosaiken, die Szenen aus der heiligen Schrift in bewunderungswertem Reize darstellen, und der im anstoßenden ehemaligen Benediktinerkloster gelegene Kreuzgang. Man muß über die Phantasie des Künstlers, der diesen geschaffen, staunen, wenn man sich die Zeit nimmt, die 216 paarweise angeordneten Säulen genauer anzusehen. Der aus figürlichen Darstellungen bestehende Schmuck der Kapitäle ist bei allen verschieden, ebenso wie auch die Säulenschäfte, teils in Relieifarbeit, teils in Mosaik, alle verschieden, mit den reizendsten Motiven behandelt sind.

Den Rückweg vom Berge hinunter machten wir zu Fuß, um uns länger der herrlichen Aussicht auf das in warme Abendbeleuchtung getauchte Palermo mit der blauen See bis zu den Liparischen Inseln erfreuen zu können.

Am letzten Tage vor unserer Abreise standen wir nochmals auf der Plattform unseres Hotels und blickten nach dem Monte Pellegrino hinüber, dessen Besteigung, täglich vorgenommen, immer bereitelt worden war.

Das Wetter versprach gut zu werden, und so wurde denn ein Ausflug nach dem am Fuße des Berges gelegenen Falde beschlossen, wobei ich mich mit der Hoffnung trug, daß, sind wir einmal am Fuße, auch die Besteigung der Spitze nicht ganz unmöglich werden würde.

Und so kam es auch! Die breite, gepflasterte Straße, die sachte ansteigend in scharfen Kehren auf gemauerten Bogen die Höhe gewinnt, reizte die Gesellschaft so, daß sie sich bestimmen ließ, wenigstens bis zu einem sichtbaren Häuschen, von wo man sich schon eine hübsche Aussicht versprechen konnte, anzusteigen. Den Damen der Gesellschaft hatte sich ein junger Jägermann, der jagend unseren Weg kreuzte, angeschlossen und war mit ihnen vorausgegangen, während wir langsam folgten. Bei dem erwähnten, einstweilen als Ziel bestimmten Häuschen angelangt, meinte der Hofrat: Die Damen scheinen voranzueilen, um uns zu zwingen, ihnen zu folgen. Das lassen wir uns aber nicht gefallen, sondern wir beschließen, unsere Wanderung bis auf die Höhe fortzusetzen, wogegen ich selbstverständlich und hochbefriedigt über das Gelingen meines Planes nichts einzuwenden hatte.

Die Straße ist überaus kunstreich angelegt und bietet stets abwechslungsreiche Ausblicke auf Palermo mit seinem Hafen und die gegenüber liegenden Berge, aber auch interessante Einblicke in den zerklüfteten Aufbau des Berges, auf dessen mit spärlichen Kräutern bewachsenen Hängen zahlreiche Herden von Schafen, Ziegen, Pferden und Büffeln weideten. Ungefähr auf halber Höhe bemerkt man Spuren einer vom Staate besorgten Aufforstung, mehr durch die angebrachten Warnungstafeln als durch üppigen Pflanzenwuchs.

Bald waren wir unter der Höhe, von der ein weißgekleideter Mönch elastischen Schrittes herunterkam. Wir hatten die Erscheinung, die plötzlich am Horizont auftauchte, für eine Dame mit flatterndem weißen

Gewand gehalten und waren nicht wenig erstaunt, beim Näherkommen einem jungen Olivettaner Mönch von faszinierender Schönheit statt der vermeintlichen Dame zu begegnen. Die Straße führt auf ein großes, jetzt als Weideplatz dienendes Plateau. Hier behauptete sich 247 v. Christi Geburt der karthagische Feldherr Hamilkar durch drei Jahre gegen die Palermo besetzt haltenden Römer. Dabei soll er Weizen auf dem heute ganz sterilen Boden gebaut haben. Steil steigt von hier aus die Spitze des Berges auf, an deren Fuß ein Kloster mit einer Kirche angebaut ist. Das Kloster wird von den ganz weiß gekleideten Olivettaner Mönchen, deren Stammhaus in Florenz liegt und deren einem wir bereits begegneten, bewohnt. Die Kirche besteht nur aus einer Stirnmauer und einem Vorraum, der in eine Grotte, die als Kapelle der hl. Rosalia dient, übergeht. Von außen hat die Anlage viel Ähnlichkeit mit dem Thnen, liebe Freundin, bekannten Schloß Ruegg in Innerfrain, nur ist sie breiter. Ein Klosterbruder geleitete uns in das Innere, uns erzählend, daß die hl. Rosalia, eine Tochter des Herzogs Sinibaldo und Nichte des normannischen Königs Wilhelm II., sich aus Frömmigkeit in der blühendsten Jugend in die Einsamkeit des Monte Pellegrino geflüchtet habe, wo sie seit dem Jahre 1170 verschollen war. Die im Jahre 1624 in der Grotte aufgefundenen Gebeine der Heiligen wurden nach Palermo überführt, wodurch die Stadt auf wunderbare Weise von der sie verheerenden Pest befreit wurde. Seither wird die hl. Rosalia als Schutzheilige Palermos verehrt und zahllose Andächtige strömen der Grotte

zu, um dort, wo die Heilige Gebeten oblag und wo jetzt eine Statue derselben in den Altar eingebettet liegt, ihre Verehrung zu ihr auszudrücken. Die ganze Szenerie, das mystische Halbdunkel des von wenigen Kerzen beleuchteten Raumes, das Plätschern des von der Decke träufelnden Wassers, die drückende, mit Kerzenrauch und Weihrauchdämpfen geschwängerte Luft machen einen tiefen Eindruck auf jeden, der diese heilige Stätte besucht. Auch Goethe konnte sich diesem nicht entziehen. Er beschreibt in seinen sizilianischen Briefen die im Altare liegende Marmorstatue der hl. Rosalia: „Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen in einem hohen Stil, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, sie müßte Atem holen und sich bewegen.“

Wir verließen die Stätte in wehevoller Stimmung und beeilten uns, den Nordrand des Berges noch vor Sonnenuntergang zu erreichen.

Gerade noch recht kamen wir bei der am Rande stehenden Kolossalstatue der hl. Rosalia an, um zu sehen, wie die Sonne, im Westen versinkend, den breiten Schatten des Monte Pelegriano auf das Meer warf. Ungemein rasch schlich die Dämmerung in die Täler, und als wir den Berg wieder abwärts eilten, hatte eine laue Frühlingsnacht sich ausgebreitet, matt durchleuchtet vom tausendfachen Gefunkel südländischer Sternenpracht und von den zahllosen Lichtern Palermo's.



An Bord der „Regina Elena“, 12. März.

Gestern spät abends, doch besonders vergnügt, den Pellegrino bezwungen zu haben, kehrten wir heim, um die Vorbereitungen für die für heute beschlossene Abreise zu treffen. Wir waren ja nun unserer sieben, worunter drei Damen. Sie können sich daher vorstellen, daß es einige Schwierigkeiten zu überwinden gab, bis heute früh die Gesellschaft mit dem ganzen Gepäck im Waggon untergebracht war, um die Fahrt nach dem unglücklichen Messina anzutreten. Leider bietet der rasch dahineilende Eisenbahnzug zu wenig Gelegenheit, sich in die Schönheit der sich fortwährend an der Küste hinziehenden Strecke zu versenken. Kaleidoskopartig, durch eine Anzahl von Tunnels unterbrochen, unser Hofrat zählte deren über 40, dann gab er das Weiterzählen auf, wechseln die Bilder, leider einander im Gedächtnis verdrängend. Ich kann Ihnen daher nicht viel mehr über die Fahrt berichten, als daß, je näher wir Messina kamen, desto stärker die Spuren der Erdbebenkatastrophe sichtbar wurden. Gestützte, halbverfallene Häuser, Baracken, die ebenso wie die in den Stationen aufgestellten Eisenbahnzüge den Leuten als vorläufige Wohnstätten dienen, sagten uns, daß wir uns Messina näherten. Der Eindruck, den die früher blühende, reiche Stadt als Schutthausen, denn

tatsächlich ist sie weiter nichts als ein riesiger solcher, schon auf dem Wege vom Bahnhofe zum Hafen auf mich gemacht, das Elend, das einem auf dieser kurzen Strecke entgegenschreit, ist ein so enormes, daß ich darauf verzichtete, mehr davon zu sehen, und mich nicht mehr vom Hafen rührte, wo ich, auf einem umgestürzten Randsteine sitzend, wartete, bis auf dem Dampfer „Regina Elena“ das Einschiffen zur Überfahrt nach Neapel gestattet wurde. Unsere Gesellschaft hatte unterdessen, geführt von einem Carabinieri, einen Rundgang durch die zerstörte Stadt gemacht, fand sich jedoch auch bald tief erschüttert am Dampfer ein. Die Navigazione italiana beherrscht konkurrenzlos den Verkehr mit dem Festland. Ihre Preise sind daher entsprechend hohe, Reisende werden auch vielfach, nicht nur von der Bedienung, überhalten. Mit Wehmut dachten wir der schönen auf unserer „Martha“ verlebten Tage, als sich das kleine Schiff während des Diners in Bewegung setzte. Selbst die nur wenig bewegte See machte sich gleich so fühlbar, daß sich der größte Teil der Gesellschaft in die Kabinen zurückzog und nur eine kleine Anzahl seefester Herren bei Tische ausharrte. Die Nacht verlief ruhig, das Schaukeln des Schiffes war weiter ohne Belang und wiegte mich in angenehme Träume, die mir die abwechslungsreichen Bilder des abgelaufenen Tages wieder vorzauberten.

Der grauende Tag fand mich bereits auf Deck. Wir steuerten gerade an Capri vorüber dem Golf von Neapel zu. Die Küste lag in leichtem Nebelschleier, über den sich die Sonne erhob, rot und warm. Die Gesellschaft hatte sich nach und nach vollzählig oben versam-

melt, Ortskundige erklärten uns, dies sei Sorrent, jener Berg der Vesuv. Langsam tauchte auch Neapel auf, in leichten Dunst gehüllt, wie eine dem Meere entsteigende verschleierte Venus. Wenn auch eine halbverhüllte Schönheit noch reizender sein soll als eine unverhüllte, mich konnte der Anblick der in Dunst gehüllten Stadt nicht so in Begeisterung versetzen, um gleich zu sterben. Erst als wir in den Hafen einfuhren, hob sich der Schleier, und enthüllt lag vor unseren trunkenen Blicken die Stolze, gebadet in gleißendem Morgensonnenlicht, strahlend und schön. Zum Sterben war es aber zu spät geworden, denn wir mußten ans Ausschiffen denken.



Neapel, 18. März.

Meine Ihnen, liebe Freundin, bisher gelieferten Berichte über den Fortgang unserer Reise waren nicht schwierig. Ganz anders gestaltet sich die Sache hier, wo so viel Stoff zusammengedrängt liegt. Nun sind wir schon fünf Tage da und ich bin in arger Verlegenheit, wo beginnen. Schon die Wagenfahrt vom Hafen ins Hotel führte uns durch einen Teil der Stadt und überzeugte mich, daß wir uns in Neapel in einer Großstadt befinden, die durch eine glückliche Vereinigung von Kunst und Natur jenen Ruf erlangt hat, den sie mit Recht behauptet. Zu allem scheint hier auch ein großer kaufmännischer Verkehr mit einer ziemlich entwickelten Industrie zu herrschen, der der Stadt das Gepräge einer reichen Handelsstadt verleiht. In weit größerem Maße als Palermo wird Neapel umgebaut und modernisiert, doch findet man noch immer neben breiten, schönen Straßen enge, schmutzige Gäßchen, neben ausgedehnten Plätzen mit hervorragenden Monumentalbauten stille, malerische Winkel, überall aber pulsiert frisches, reges Leben. Der Menschenschlag, der in Sizilien ebenso wie die Pferde klein und zierlich war, ist hier schon kräftiger, die landesüblichen Fuhrwerke, die zweirädrigen Karren, entbehren jedoch jedweden bildlichen und ornamentalen Schmuckes.

Während in Palermo zwischen Stadt und Bergen noch die reiche Ebene liegt, ist Neapel an die Abhänge mehrerer Hügel hingebaut und umschließt, selbst amphitheatralisch ansteigend, den herrlichen Golf. Viel wird in der Stadt geboten, manches Sehenswerte findet sich in Kirchen und Palästen, alles aber muß zurücktreten vor der Natur, die hier ein gesegnetes Stück Land geschaffen, gesegnet durch üppige Fruchtbarkeit nicht weniger wie auch durch entzückende Lage.

Um mich zu orientieren, galt der erste Besuch am Nachmittage unserer Ankunft schon dem die Stadt beherrschenden Kastell S. Elmo. Leider wurde die genußreiche Aussicht bald durch einen plötzlichen Gewitterregen, vor dem wir uns flüchten mußten, unterbrochen, allein ich hatte genug gesehen, um zur Erkenntnis gelangt zu sein, daß man hier eigentlich Monate zubringen müßte, um Neapel mit seiner Umgebung ausgenießen zu können. Das wenige, das wir von der reichbesetzten Tafel zu naschen Gelegenheit hatten, genügt allenfalls, um angenehm in Erinnerung zu bleiben, keinesfalls aber, um die Stadt kennen zu lernen.

Zum Genußreichsten gehört eine Fahrt nach dem Posilip, einem sich im Westen, bedeckt mit zahllosen Willen und Ortschaften, hinziehenden Bergrücken, der sich jäh in den Golf von Pozzuoli senkt. Wenn man die Endstation der elektrischen Bahn beim „Capo di Posilipo“ verlassen hat und, der Straße folgend, durch einen Einschnitt passiert ist, so eröffnet sich einem plötzlich ein wunderbarer Blick auf den kleinen Golf von Pozzuoli mit den Inseln Nisida, Procida und Ischia. Landseits liegt tief unten eine kleine Ebene, auf der

der Rennplatz von Neapel untergebracht ist, hinter dem sanft ansteigende, mit Ortschaften dicht besäte Hügelketten einen lieblichen Hintergrund für das schöne Bild abgeben. Den Rückweg nach Neapel bewerkstelligten wir zu Fuß. Es empfiehlt sich dies aus dem Grunde, weil man immer das schöne Bild der Stadt mit dem Besuch vor sich hat und weil es bei einer Fußwanderung möglich ist, in die an der Lehne unterhalb der Straße gelegenen schönen Parkanlagen Einblicke zu tun, die das Auge durch schöne, in frischem Grün prangende Baumgruppen, eine Seltenheit in der hiesigen Gegend, angenehm erfreuen.

Sehenswert sind die Gemächer des königlichen Palastes und der Sommerresidenz in Capodimonte. Man findet hier manches Kleinod der Mal- und Bildhauerkunst, in ersterem prachtvolle Gobelins, in letzterem eine reiche Sammlung von Porzellanen aus allen berühmten Fabriken, doch wird der Genuß der Besichtigung sehr beeinträchtigt durch die Eile, mit der man von den dazu angestellten Dienern durch die prunkvollen Räume geschleift wird.

Einige Regentage veranlaßten uns, das Museo Nazionale wiederholt zu besuchen, ich sage wiederholt, ohne fürchten zu müssen, mit meinen gelegentlich der Erwähnung des Museums von Palermo getanen Äußerungen in Widerspruch zu kommen. Wie ich Ihnen damals sagte, bin ich kein Freund von alten Scherben und dergl. und entschloß mich ungerne zum Besuche des Museums, „mehr der Not gehorchend als dem innern Triebe“, weil eben die Ungunst des Wetters keine bessere Verwendung der Zeit möglich machte. Aber schon der erste Besuch machte aus einem Saulus einen Paulus

und überzeugte mich, daß man in diesem Museum, ohne Historiker von Beruf zu sein, bei nur einigem Kunstfönn wirklich genußreiche Stunden verbringen kann. Es ist erstaunlich, welche Unmengen von tadellos erhaltenen Kunstgegenständen aus allen Perioden der griechischen Kunst, hauptsächlich aus deren Glanzzeit, beinahe ausschließlich in Bronze und edlem Marmor ausgeführt, hier angesammelt sind, und bezeichnend für den Kunstfönn der Bevölkerung jener Stätten, an denen sie gefunden wurden — vornehmlich Herculanium und Pompeji. Nur der unglückseligen Katastrophe, die im Jahre 79 unserer Zeitrechnung ein Vesuvausbruch über die beiden Städte verursachte, durch die sie, man könnte sagen plötzlich verschüttet wurden, ist es zu verdanken, daß der Nachwelt eine bisher unerschöpfte Fundgrube griechischer Kunstgegenstände erhalten blieb, deren Schätze ohne dieses gewaltige Naturereignis gewiß von den vielen über die italienische Halbinsel dahinbrausenden Stürmen der Völkervanderung vernichtet oder verschleppt worden wären.

So können wir uns heute noch, wenn wir die ausgedehnten Säle des Museums durchschreiten, die einer Ausstellung von Meisterwerken hellenischer Kunst gleichen, an den hervorragendsten Schöpfungen alter Bildhauerkunst erfreuen. Dabei beschleicht einen unwillkürlich das beschämende Gefühl, daß die Kunst der Gegenwart noch lange nicht jene hohe Stufe der Vollendung wieder erreicht hat, die sie bereits vor zweieinhalbtausend Jahren einnahm. Ich spreche allgemein von bildender Kunst, nicht nur von Bildhauerkunst, deren Schöpfungen allein uns erhalten blieben, weil ich annehmen kann, daß die Malerei bei dem hoch-

entwickelten Kunstsinne der Griechen und da Schlüsse aus den wenigen uns erhaltenen Mosaikbildern gestattet sind, sich auch auf einer der Bildhauerkunst ebenbürtigen Höhe gehalten haben mag.

So oft ich nun staunend und bewundernd diese mit Götterstatuen und Porträtbüsten angefüllten Säle durchschritt, immer wieder zwang es mich, zur Bronze-Statue eines ausruhenden Hermes, zur koketten Kallipigos, die mit sichtlichem Wohlbehagen sich am Anblicke ihrer rückwärtigen Körperteile erfreut, zur Statuette des sogenannten Marciß, der in aufmerksamem Horen nach fernen Tönen hin zu lauschen scheint, zu einem schlafenden und einem in weinseliger Laune verschmigt lächelnden Faune und zu den durch charakteristischen Gesichtsausdruck auf Porträtstreue schließen lassenden zahlreichen Büsten griechischer Philosophen und römischer Kaiser zurückzukehren. Ich will damit nicht sagen, daß dies die größten Meisterwerke aus dieser überwältigenden Sammlung wären, mir fielen sie neben der kunstvollen Art, in der bei einigen Marmorstatuen das leichte, schleierartige Gewand dargestellt erscheint, ohne die Körperformen zu verdecken, am meisten auf.

Die im ersten Stockwerke in erschreckend großer Reichhaltigkeit untergebrachte Sammlung von Werken der Kleinkunst, größtenteils Funde aus Pompeji, beweist uns wieder den überaus entwickelten Kunstsinne der damaligen Bewohner, da sie allem, selbst dem unscheinbarsten Hausgerät, reichen künstlerischen Schmuck zu geben wußten.

Von der reichen Gemäldesammlung will ich Ihnen lieber nichts erwähnen, viermal besuchte ich das Museum, immer mit dem Vorjatz, den Gemälden längere

Zeit zu widmen, nie aber konnte ich an den Skulpturen vorüberkommen, ohne bei ihnen so lange zu verweilen, daß mir schließlich nur ein flüchtiges, trotz der dort ausgestellten hervorragenden Meisterwerke genußloses Durcheilen der Säle übrigblieb und ich mir ein eingehendes Besichtigen für einen nochmaligen Besuch Neapels aufsparen muß.



La Cava, 19. März.

Der gestern eingetretene Witterungsumschwung ließ bei ständigem Steigen des Barometers dauernd schönes Wetter erhoffen, wir beschloßen daher, eine kleine Rundfahrt über Pompeji, Cava, Salerno, Paestum, Amalfi, Sorrent und Capri zu unternehmen, an der unser bisheriger treuer Begleiter, der Herr Hofrat, den es nach Rom zog, nicht mehr teilnehmen konnte. Die Fahrt, als reine Naturkneiperei gedacht, sollte gleichzeitig Erholung von den immerhin anstrengenden Museumsbesuchen bieten.

Früh am Morgen fuhren wir nach Pompeji mit großen, hochgespannten Erwartungen. Der Anblick der ausgeraubten Ruinenstadt brachte mir, ich muß es gestehen, eine kleine Enttäuschung, denn alles, was dort ausgegraben wurde, blieb leider nicht an Ort und Stelle, sondern wanderte in die verschiedenen Museen, größtenteils in das von Neapel. Erst seit dem Vorjahre wird alles, was in den aufgedeckten Häusern gefunden wird, an Ort und Stelle gelassen. Die ganze bisher aufgedeckte Stadt, man schätzt sie mit zwei Drittteilen der ehemals gestandenen, besteht aus den fahlen Mauern von Wohn- und öffentlichen Zwecken dienenden Gebäuden, die es allerdings erlauben, sich ein Bild über die Art des Wohnens der alten Römer zu machen. Sei es nun, daß es der trübe Tag verursachte, sei es,

daß die Anspannung an den vorangehenden Tagen die Schuld daran trug, die rechte Stimmung wollte sich nicht ganz einfinden. Erst als wir am Schlusse unserer langen Wanderung zu dem eben erwähnten neu aufgedeckten Hause kamen und dort alles Haus- und Küchengerät, alle Dekorationen, Büsten, Hermen, Statuen, Säulen und allen möglichen Krimskrams an der Stelle wieder aufgestellt sahen, wo er sich im Augenblicke der Verschüttung befunden, konnte ich mir ein richtiges Bild vom Milieu der Wohnung eines vornehmen Römers, vom Geschmaack und von der Liebe zu prunkhafter und dabei doch vornehmer Ausstattung des ehemaligen Bewohners bilden.

Auf einem kugelförmigen Steine, der augenscheinlich über dem Hauseingange eingemauert war, glaubte ich folgende Inschrift entziffern zu können:

„Erspär mir zu drücken die Hand dem Besucher,
Stein! erschlag den Verleumder, der die Schwelle betritt.“

Der glückliche Römer! Der hatte es nur mit der von Mund zu Mund zischelnden Verleumdung zu tun, wie hätte er erst gegen die die Druckerschwärze mißbrauchende Ehrabschneiderei gezetert, wie sich gegen deren Urheber gewahrt und geschützt, die ihre Unwahrheiten mit 1000 Zungen in die Welt schreien, dabei unter dem Schutze der Anonymität herumlaufen und ihre Opfer in die peinliche Lage bringen können, mit ihnen in Berührung zu kommen.

Ein kleines Museum, das sich am Eingange Pompejis befindet, enthält wenig Interessantes, bis auf die Abgüsse dort gefundener Leichen, die in jener Stellung, ja mit dem gleichen Gesichtsausdruck, mit dem sie der

Tod überraschte, wiedergegeben sind. Die menschlichen Körper, die von später erhärteter Asche bedeckt wurden, verwesten nämlich und bildeten einen Hohlraum mit ganz genauem Abdrucke ihrer Formen, so daß durch Ausgießen dieser Hohlräume eine scharfe Wiedergabe des Körpers erhalten werden konnte.

Am Bahnhofe in Pompeji trennten wir uns, ein Teil unserer Gesellschaft, mit der wir durch drei Wochen Freud und Leid redlich geteilt hatten, kehrte nach Neapel zurück, wir aber blieben in etwas gedrückter Stimmung bis zum Eintreffen des nach Brindisi verkehrenden Schnellzuges, mit dem wir dann nach La Cava weiterfuhren.

Die Bahn führt bis Nocera schnurgerade und eben durch fruchtbare Gefilde und steigt dann rasch und steil bis zu dem auf der Höhe des Passes gelegenen La Cava hinan, wo wir in dem kleinen, aber vorzüglich bewirtschafteten Hotel de Londre wirklich überraschend gute, tadellose Unterkunft fanden.

Ein kleiner Spaziergang durch den Ort, auf dem uns eine Schar Kinder singend und bittend begleitete, bis wir durch das energische Einschreiten eines Ortsbewohners von dieser lästigen Eskorte befreit wurden, überzeugte uns von der beneidenswerten Lage des Ortes. Zwischen den beiden schönsten Bussen der Welt, dem von Neapel und dem von Salerno, in ziemlicher Höhe gelegen, wird es viel als Standquartier für Ausflüge in die umliegenden Berge, aber auch als Sommeraufenthalt von den Neapolitanern benützt. Gegenwärtig sind wir fast die einzigen Gäste und können wir uns daher mit Ruhe der Erinnerung an heute Gesehenes hingeben.

Sorrent, 21. März.

Die in den letzten beiden Tagen ausgeführte Fahrt gehört zu den genussreichsten der ganzen Reise. Ich schreibe Ihnen, liebe Freundin, diese Zeilen unter dem frischen Eindrucke der großartigen Landschaft, die mein in dieser Hinsicht verwöhntes Auge entzückte. Ich muß jedoch schon im Vorhinein erklären, daß ich mich außerstande fühle, Ihnen eine halbwegs entsprechende Schilderung der abwechslungsreichen Fahrt zu geben.

Wir verließen Cava zeitig am Vormittage mit der Bahn, von der aus sich gleich hinter Cava der Ausblick auf den Golf von Salerno eröffnet.

Immer angesichts des Meeres senkt sich die Bahn auf kunstvoll angelegten Galerien zum Meere hinab, das in Salerno erreicht wird. Der Zug bleibt stets am Gestade und gestattet hübsche Ausblicke einerseits auf den Meerbusen bis Capri, anderseits auf die frisch beschneiten Berge, die mit ihrem blendenden Schnee einen seltsamen Kontrast mit der üppigen Vegetation der Ebene bildeten. Über Battipaglia hinaus wird die Fahrt eintönig, bis wir in Paestum angelangt sind. Rasch schreiten wir durch eine trostlose fieberige Gegend den berühmten Tempeln zu, die wir in einer kleinen halben Stunde erreichen. Der Eindruck, den diese Tempelruinen auf mich machten, die Stimmung, die sie auslösten, ist unbeschreiblich. Sie werden ja wieder-

holt Abbildungen des Neptuntempels gesehen haben. Nun stellen Sie sich dieses klassische Beispiel der abgeklärten, formenstrengen griechischen Baukunst, das Zeugnis ablegt von einem einst blühenden Gemeinwesen, in einer öden, versumpften, des Fiebers wegen ganz entvölkerten Gegend vor, und Sie werden vielleicht meinen Gedankengang über den Wandel der Zeiten, der hier in erschreckend prägnanter Weise zum Ausdruck gelangt, erraten. An der Stelle, wo einst eine reiche, bevölkerte Stadt gestanden, breitet sich trostlose Öde aus. Alles von der Stadt wurde zerstört und verschleppt, nur die mächtigen Tempelbauten haben allen Anstürmen wilder Völker ebenso wie der Zerstörung durch die Zeit seit zweieinhalb Jahrtausenden Widerstand geleistet und erregen heute noch unsere Bewunderung durch ihre wunderbare Formenschönheit. Hier, wo einst ein kunstsinziges, lebensfrohes Volk seinen Göttern geopfert, weiden heute Ziegen und Schweine das aus den Ruinen sprossende frische Grün ab.

Die Rückfahrt nach Salerno mit einem Bummelzuge war weniger erquicklich, zum Glück nur sehr kurz. In Salerno bestiegen wir den schon vorher bestellten Wagen und fuhren über Majori, Minori und Altrani, lauter malerisch an die Berglehnen angebaute Ortschaften, nach Amalfi. Die Straße führt immer an der Küste hin, ist kunstvoll dem Felsen abgerungen und steigt manchmal zu ziemlicher Höhe auf. Reiche, den steilen Berghängen terrassenförmig abgerungene Zitronenanpflanzungen wechseln mit wilden Gebirgsschluchten in rascher Folge ab, nur linker Hand hat man immer das schöne blaue Meer tief unter sich. Vom Capo Tumolo, dem höchsten Punkte der Straße aus,

hatten wir das Glück, die Sonne hinter Capri in die Fluten versinken zu sehen, wobei die schöne Silhouette der Insel in den glühendsten Farben aufleuchtete und die reichgegliederte Küste in duftige Tinten getaucht erschien.

Ein milder Abend war angebrochen, als wir in Amalfi anlangten und auf 180 Stufen zum ehemaligen Kapuzinerkloster, nun Hotel, wo wir Zimmer bestellt hatten, aufstiegen. Die kleinen Zellen, jede mit einer offenen Loggia dem Meere zu, sind nun als Fremdenzimmer, das Refektorium als Speisesaal eingerichtet. Gäste ziemlich viele, beinahe nur Engländer.

Der nächste Morgen fand uns bereits zeitig am Wege nach Ravello. Durch Amalfi, dessen Häuser theils in die Felsen hineingebaut, theils wie Schwalbennester an sie angeklebt erscheinen, stiegen wir treppauf, treppab in eine Felschlucht, durch die wir in einer Stunde die Höhe erreichten, auf der Ravello liegt, von dessen längstvergangener Herrlichkeit zahlreiche Palazzi und Kirchen in normannisch-maurischer Architektur Zeugnis ablegen. Wir besahen uns dies alles nur im Vorübergehen, genossen dagegen in vollen Zügen die wunderbare Aussicht auf den herrlichen Golf, die von ihm bespülte Küste und die sich in schönen Formen aufbauenden Berge bei einem Glase vorzüglichen Ravello-Weines.

Nachmittags setzten wir die Fahrt von Amalfi nach Sorrent fort; sie bildet eine würdige Fortsetzung jener von Salerno nach Amalfi und wetteifert mit ihr an Schönheit und Großartigkeit der Straßenanlage. Nach Positano, einem malerisch an den Bergabhäng gelagerten Ort, wird die Szenerie wildromantisch; jäh stürzt das Gebirge, durch dessen wilde Schroffen mit schwindel-

erregenden Tiefblicken die Straße geführt ist, zum Meere hinab, bis die Paßhöhe erreicht ist und sich der Weg nun in sanftem Abhange durch Weingärten, Zitronen- und Olivenhaine zur Küste senkt, immer Ausblicke über die Piano di Sorrento, eine der Conca d'oro vergleichbare fruchtbare Ebene, und über den Golf von Neapel mit dem Vesuv bietend, um über Meta nach Sorrent, wo wir nach vierstündiger genußreicher Fahrt anlangen, zu führen.



Neapel, 23. März.

Im Hotel Tramontana, dem Hotel, in dem wir untergebracht wurden, herrschte Lust und Freude. Schon bei der Einfahrt in den Ort fiel uns die reiche Beflaggung und die Feststimmung der Bevölkerung auf. Alles drängte sich in den Straßen auf und ab und konzentrierte sich hauptsächlich vor unserem Hotel, vor dem auch eine Musikkapelle lustige Weisen ertönen ließ. Auf unser Befragen, was dies alles zu bedeuten habe, erfuhren wir, daß aus der Stichwahl der Besitzer des Hotels nach hartem Kampf als Abgeordneter hervorgegangen sei, worüber die Sorrenter, deren Bürgermeister der Gewählte auch ist, ihre Freude äußerten. Am Abende konnten wir einer den Fremden zu Ehren veranstalteten Tarantella beiwohnen, einem Nationaltanz, der im Freien unter traubenbehangenen Reben, bei funkelndem Wein, in heißer Sommernacht, mit blitzenden Augen und Dolchen, wohl reizvoller sein dürfte, als in einem eleganten Hotel.

Am nächsten Tage brachte uns der von Neapel kommende Dampfer nach Capri. Über diese herrliche Felseninsel ist schon soviel geschrieben und gemalt worden, daß ich es unterlassen kann, eingehend über unseren Besuch zu berichten, ich kann nur sagen, daß er einen würdigen Abschluß unserer Fahrt bildete. Nur die vielberühmte blaue Grotte hat mich einigermaßen enttäuscht,

was ich dem Umstande zuschreibe, daß wir Krainer in dieser Beziehung etwas verwöhnt sind. Dagegen bietet die Art und Weise, wie die vielen Fremden vom Dampfer weg auf kleine Boote immer zu zweien verladen und durch den niederen Eingang in die Grotte befördert wurden, und wie dann der Berg die Boote mit den darinnen liegenden Fremden wieder eines nach dem anderen ausspie, was einen recht komischen Eindruck machte, einiges Interesse. Um 4 Uhr, nachdem wir uns an den verschiedensten Aussichtspunkten der Insel sattgesehen hatten, schifften wir uns wieder ein, umringt von kleinen Booten, in denen Capri-Jungen durch Abfingen des deutschen Volksliedes

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“

die Mildthätigkeit der Reisenden zu reizen versuchten, was ihnen auch vollkommen gelang, denn zahlreiche Solbi flogen von Deck des Schiffes in die Boote, wo sie in Ketten geschickt von den Jungen aufgefangen wurden. Und als sich das Schiff in Bewegung setzte, ertönte es von den unermüdlichen Sängern

„Wann i komm, wann i komm, wann i widerum komm,
Rehr ich ein, mein Schatz, bei dir!“

tadellos rein gesungen.

Die Einfahrt in den Hafen von Neapel bot uns das prächtige Bild eines Sonnenunterganges hinter der Insel Ischia, wobei Neapel, als ob es aus Scheinwerfern mit magischen Lichtern übergossen worden wäre, in feurigem Rot erglühte.

Nach diesen Tagen reinen Naturgenusses konnten wir uns, zumal wieder schlechtes Wetter eingetreten

war, durch zwei Tage, die wir noch zu verbleiben beabsichtigten, wieder Kunstbetrachtungen durch Besuch unserer Lieblinge im Museum hingeben und auch das überaus reichhaltige Aquarium einer eingehenden Besichtigung unterziehen.



Florenz, 26. März.

An Florenz — meiner ersten Liebe — konnten wir nicht vorüberfahren, ohne uns wenigstens ein paar Tage hier aufgehalten zu haben. Hier trafen wir auch mit unserer Gesellschaft, von der wir uns in Pompeji getrennt hatten, wieder zusammen und besahen uns vereint, was man eben in der kurzen Zeit von zwei Tagen sehen kann. Der Mediceer Venus in der Tribuna, der Rafaelschen Madonna della Sedia im Palazzo Pitti wurde unsere Reverenz gemacht, die Aussicht über die reizende Stadt von der Piazza Michelangelo in vollen Zügen genossen und die Zeit in anregendem Gedankenaustausch über während der Trennung von den beiden Partien Erlebtes verbracht, bis wir uns endgültig trennen mußten, die eine Partie, um die Reise über Verona und Riva fortzusetzen, wir aber, um, ohne Aufenthalt zu nehmen, heimwärts zu fahren. Den Frühling, der uns bisher als treuer warmer Freund geleitete, lassen wir diesseits des Apennins zurück und fahren in den Nachwinter der Heimat. Am trauten Feuer Ihres anheimelnden Kamines, verehrte Freundin, hoffe ich reuiger Sünder, den Frühling auch bei uns erwarten und die „Martha“ wieder vergessen zu können! Der Italiener sagt hoffnungsvoll: A rivederci!



NARODNA IN UNIVERZITETNA
KNJIŽNICA

000155 8



00000076493

